

Wie anachronistisch darf, muss oder soll Geschichtsdarstellung heute sein?

Eine Theorieskizze mit einer Beispielanalyse literarischer Homosexualitätshistorie

Daniel Fulda

Geschichtsdenken heute ist, so die These dieses Beitrags, durch einen neuartigen Mut zum Anachronismus gekennzeichnet. Ebenso gilt für heutige Geschichtsdarstellungen in den Künsten, dass sie offener mit ihren Anachronismen umgehen, als dies traditionell üblich und ›erlaubt‹ war – Lucien Febvre, einer der Gründer der *Annales*, also der wohl bedeutendsten Reformgruppe in der Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts, nannte den Anachronismus noch »die schlimmste, die unverzeihlichste aller Sünden«.¹ Zwar sind Anachronismen im Umgang mit Geschichte bzw. bei deren (Re-)Konstruktion nichts prinzipiell Neues; vielmehr sind sie in gewisser Hinsicht unvermeidlich und werden mit Absicht gepflegt, seitdem es ›Geschichtsdenken‹ gibt. Lion Feuchtwanger z.B., dessen historische Romane in der Weimarer Republik außerordentlich erfolgreich waren, bekannte sich dazu – und genoss die Provokation, die darin lag: »Echte Dichter haben auch in ihren Schöpfungen, die Historie zum Gegenstand hatten, immer nur Zeitgenössisches aussagen wollen«.² Neu in unserer Gegenwart – gemeint sind die letzten drei Jahrzehnte – sind jedoch eine affirmative Einstellung zum Anachronismus in der Theoriediskussion sowie eine häufig spielerisch-reflexive Offensichtlichkeit, mit der künstlerische Geschichtsdarstellungen Anachronismen einsetzen.³

Der erste Abschnitt dieses Aufsatzes diskutiert den Anachronismus als Widerspruch des Historisierens als für die europäische Moderne typischen Geschichtsden-

-
- 1 Febvre, Lucien: Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert. Die Religion des Rabelais. Mit einem Nachwort von Kurt Flasch. Übersetzt von Gerda Kurz und Siglinde Summerer, Stuttgart 2002, S. 17 (Frz.: Le Problème de l'incroyance au XVI^e siècle, Paris 1942).
 - 2 Feuchtwanger, Lion: Das Haus der Desdemona oder Größe und Grenzen der historischen Dichtung, Frankfurt a.M. 1986, S. 135.
 - 3 Zum Film vgl. Wendler, André: Anachronismen. Historiografie und Kino. Paderborn 2014. Wendlers Studie leidet allerdings an einem unscharfen und zu freigebig angewandten Anachronismus-Begriff.

kens und unterscheidet vier verschiedene Typen bzw. Dimensionen. Abschnitt 2. analysiert exemplarisch eine Art historischen Roman, der das Wechselspiel von Historisierung und Anachronismus besonders weit treibt und dadurch dem Leser zum Durchschauen darbietet – dies gleichwohl nicht vollständig. Die Abschnitte 3. und 4. kehren zur Theoriediskussion zurück; sie fragen, ob ein Zusammenhang zwischen dem neuerdings gewachsenen ›Mut zum Anachronismus‹ und identitätspolitischen Intentionen besteht, und interpretieren diesen Mut als Streben nach Überschreitung des traditionellen Paradigmas der einheitlichen, unidirektionalen und rational rekonstruierbaren Geschichte.

1. Der Anachronismus als Widerpart von Historisierung

Unter dem Titel *Historisierung und ihre Widerparte* habe ich in einem 2016 publizierten Aufsatz für ein Verständnis von Historisierung plädiert, das Denkweisen, die dem Historisieren entgegenstehen, als zum Historisieren dazugehörig begreift – dazugehörig, weil Historisierung sie braucht, sei es als Ergänzung oder als Gegengewicht, als Gegenpol und Stein des Anstoßes, an dem sie sich abarbeitet oder den sie zu bewältigen versucht, als Negativfolie, von der sie sich absetzt usw.⁴ Dieser Ansatz wendet sich gegen das von Nietzsche und Ernst Troeltsch etablierte Begriffsverständnis, das ›Historisierung‹ als einen Vorgang versteht, der alles erfasst, und dies geradezu notwendigerweise, und nichts außerhalb historischer Relativität bestehen lässt. Historisierung als Weise, die Welt zu sehen, beschrieb Troeltsch in folgenden vielzitierten Sätzen:

»Wir sehen hier alles im Flusse des Werdens, in der endlosen und immer neuen Individualisierung, in der Bestimmtheit durch Vergangenes und in der Richtung auf unerkanntes Zukünftiges. Staat, Recht, Moral, Religion, Kunst sind [...] uns überall nur als Bestandteil geschichtlicher Entwicklungen verständlich.«⁵

70 Jahre später, aber dem Gehalt nach nicht anders, brachte Pierre Bourdieu das Prinzip des Historisierens auf den Punkt: »que l'être est histoire, qui n'a pas d'au-delà.«⁶

4 Vgl. Fulda, Daniel: »Historisierung und ihre Widerparte. Zwei Begriffsangebote samt einer Beispielanalyse zur Konstruktion des Klassischen im 18. Jahrhundert«, in: Moritz Baumstark/Robert Forkel (Hg.), *Historisierung. Begriff – Geschichte – Praxisfelder*, Stuttgart/Weimar 2016, S. 17–35.

5 Troeltsch, Ernst: »Die Krisis des Historismus [1922]«, in: ders., *Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 15: *Schriften zur Politik und Kulturphilosophie (1918–1923)*, hg. von Gangolf Hübinger/Johannes Mikuteit, Berlin/New York 2002, S. 437–455, hier S. 437.

6 Bourdieu, Pierre: *Les Règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire*, Paris 1992, S. 427.

Einen Mangel der vorliegenden Begriffsbestimmungen sehe ich darin, dass sie allein auf den Relativismus abheben, den das Historisieren als Zweck verfolgt oder als Effekt mitführt. Denn historische Kontextualisierung, der Aufweis historischer Bedingtheit und die damit verbundene Relativierung von Geltungsansprüchen können durchaus mit einem positiven Bezug auf Überhistorisches und nicht relativierte Normen einhergehen. Es sollte daher zumindest als offene Frage behandelt werden, ob Historisierung regelmäßig und zunehmend mit Geltungsverlusten religiöser Transzendenzpostulate, einer als universal verstandenen Vernunft, einer als unwandelbar vorausgesetzten Natur, der Tradition oder anderer angeblich überhistorischer Maßstäbe verbunden ist. Historisierung kann ihr Gegenteil einschließen oder sogar hervortreiben, sowohl intendiertermaßen als auch unbeabsichtigt – und dadurch Anachronismen erzeugen. Wer historisiert, relativiert z.B. keineswegs immer auch die eigenen Geltungsansprüche und z.B. politischen Überzeugungen. Häufig dient die Kritik überkommener Ordnungsmuster durch Historisierung vielmehr dazu, Platz für neue Geltungsansprüche zu schaffen, etwa für die modernen Prinzipien der Autonomie des einzelnen und der Gleichheit aller Menschen. Das ist heute nicht anders als zur Zeit Troeltschs oder anderer Theoretiker der Historisierung wie z.B. Herders oder Friedrich Schlegels.⁷ Historisierung kann Säkularisierung mit sich bringen, muss dies aber nicht; mit naturalisierenden Denkfiguren kann sie sowohl in Konflikt stehen als auch einhergehen; die Geltungsansprüche von ›Klassikern‹ kann sie bestreiten, aber auch neu begründen.

Sammeln lassen sich die diversen Verhältnisse, in denen Historisierung und ihr Anderes stehen kann, unter dem Begriff des Widerparts. Widerpart zu sein bedeutet primär ein antagonistisches Verhältnis mit Widerstand und Widerrede. Wie das Grimm'sche Wörterbuch erläutert, kann es sich aber auch um eine Kooperation von Partnern handeln.⁸ Mit der Wahl des mehrdeutigen Begriffs ›Widerpart‹ soll eine vorschnelle Festlegung auf bloß ein Verhältnis des Historisierens zu seinem Anderen vermieden werden. Weitere Bedeutungsvarianten sind das logische Gegenteil oder ein funktionaler Gegenpol, ein Widerlager. In diesem vielfältigen Sinne sollte Historisierung ›stereoskopisch‹ im Zusammenhang mit ihren Widerparten gesehen werden.

7 Vgl. Fulda, Daniel: »Winkelmans Historismus«. Zu einer Formel Friedrich Schlegels und ihrer (Nicht-)Rezeption in Deutschland und Italien, zugleich ein Plädoyer für einen komplexeren Historismusbegriff«, in: Elisabeth Décultot et al. (Hg.), *Die Winckelmann-Rezeption in Italien und Europa. Zirkulation, Adaption, Transformation* (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, Bd. 65), Berlin/Boston 2021, S. 207–225.

8 Vgl. Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 1–16 in 32, Leipzig 1854–1960, Bd. 29, Sp. 1132–1138, hier Sp. 1135, s.v. Widerpart(e).

Ebenfalls einen Widerpart des Historisierens bildet der Anachronismus, jedoch von anderer Sorte als die eben genannten Instanzen wie Gott, die Natur, die Vernunft, die Menschenrechte usw., denen nicht selten bis heute zugemessen wird, sie seien nicht historisierbar oder zumindest noch nicht historisiert. Diese Instanzen sind *inhaltlich* gefüllt; der Anachronismus dagegen ist die *Form* unvollkommener oder ausgesetzter Historisierung.

- Die hartnäckigsten Anachronismen entstehen daraus, dass sich ein Widerpart als so stark erweist, dass Historisierung vor ihm haltmacht. Solche Anachronismen sind denjenigen, denen sie unterlaufen, nicht bewusst, und dies gilt in der Regel für ganze Gruppen oder gar Epochen. Ein Beispiel: Einem bedeutenden Mediävisten des 19. Jahrhunderts wie Wilhelm Giesebrecht war nicht bewusst, dass sein nationaler Staatsbegriff, den er auf das mittelalterliche Römisch-deutsche Reich projizierte, ein moderner war. Hier kann man von einem *ideologischen* Anachronismus sprechen.
- Anachronismen können aber auch aus mangelnder Kenntnis der Spezifik vergangener Zeiten, also aus Fehlern der historischen Rekonstruktion entstehen. In diesem Fall fällt Informierteren der Anachronismus auf, etwa wenn ein Caterer den von ihm angebotenen »Ritterschmaus« als »mittelalterliche Tafelei derer von der Kartoffel-Kiste« bewirbt.⁹ Dies sei *faktographischer* Anachronismus genannt.
- Ebenso können Anachronismen beabsichtigt, ihren Autoren also bewusst sein. Werden sie in literarischen Texten regelrecht kultiviert, so darf man annehmen, es handele sich um ein Spiel mit der Historisierungskompetenz der Leser und genauer um ein selbstreflexives und aufklärendes Spiel. Aber auch bei solchen *ludisch-reflexiven* Anachronismen liegt es nahe zu fragen, ob neben dem ästhetischen Eigenwert des Ludischen ein bestimmtes wertbezogenes Interesse historisierungsbegrenzend wirkt, soll heißen: ob in dem jeweiligen Text eine Wertbehauptung zum Ausdruck kommt, die gerade nicht historisiert werden soll.
- Schließlich ist noch ein vierter, grundlegender und unvermeidlicher Anachronismus zu nennen, der *epistemologische*. Er betrifft jegliche Geschichtsdarstellung und jedes Erzählen über hinreichend große Zeitabstände hinweg, weil keine Darstellung einer anderen Zeit von der Zeit absehen kann, in der die Darstellung erfolgt.¹⁰ Der epistemologische Anachronismus ist nicht das Gegenteil

9 Vgl. <https://kartoffelkiste.de/events/ritterschmaus/> (letzter Zugriff: 23.12.2021).

10 Dass dieser Anachronismus auch in der Geschichtswissenschaft »unumgänglich und überlebensnotwendig« ist, betonen manche Historiker neuerdings zu Recht, vgl. Landwehr, Achim: »Über den Anachronismus«, in: ders., *Diesseits der Geschichte. Für eine andere Historiographie*, Göttingen 2020, S. 209-236, hier S. 224.

von Historisierung, sondern zählt zu dessen konstitutiven Faktoren. Denn die Beschreibung von Geschichtlichkeit setzt beim Beschreibenden eine gewisse chronologisch wie sachliche Entfernung vom Beschriebenen voraus.

Wie sich ›Historisieren‹ und ›Anachronisieren‹ zueinander verhalten, soll im Folgenden exemplarisch anhand eines 2015 erschienenen Buches untersucht werden, das sehr weitgehend Historisierung betreibt. Auffällig signalisiert dies seine historisierende Sprache: Zwei als Parallelschicksale dargestellte Geschichten einerseits aus dem frühen 18., andererseits aus dem späten 19. Jahrhundert werden in der Sprache ihrer Zeit erzählt. Über Vergangenheit *in der jeweils historischen Sprachform zu schreiben*, zählt im Allgemeinen nicht zu den Geboten, die Historisierung zu beachten hat, weder in der Geschichtswissenschaft noch im historischen Roman. Was die Sprache der Geschichtsdarstellung angeht, darf die Gegenwart des Darstellenden ganz im Vordergrund stehen, allenfalls eingeschränkt bzw. angereichert durch ein paar Quellenbegriffe, historische Zitate oder Redewendungen. Manche literarische Geschichtsdarstellungen gehen zwar einen Schritt weiter, indem sie eine archaisierende Sprache wählen, als Historisierungsgeste gewissermaßen, zumeist allerdings ohne historische Sprachstufen regelrecht zu imitieren.¹¹ Selbst bei Herausgeberfiktionen, die vorgeben, eine aus der Vergangenheit, von der erzählt wird, stammende Quelle wiederzugeben, ist die Übertragung in moderne Sprache üblich (und wird beispielsweise in Alessandro Manzonis drei Jahrhunderte zurückgreifendem Roman *I promessi sposi* von 1825 als Rücksichtnahme den Lesern gegenüber gerechtfertigt).

Ein aktuelles Beispiel für den üblicherweise weitgehenden Verzicht auf linguistische Historisierung stellt die 2020 erschienene Erzählung über Lessings letzte Lebensstage dar, die als historischer Bericht auftritt, nämlich als »Brief der einundachtzigjährigen, verwitweten Posträtin Maria Amalia Henneberg, geb. König, an die achtundvierzigjährige verwitwete Margarete Blount, geb. Daveson«, angeblich verfasst »im Oktober 1842«.¹² Der binnenfiktionalen Entstehungszeit des Textes tragen Sprache und Stil lediglich in einzelnen Wörtern wie »Stickfluss« Rechnung.¹³ Geschichtstheoretisch hat diese Konvention ihren guten Grund darin, dass

11 Vgl. Leitner, Ingrid: Sprachliche Archaisierung. Historisch-typologische Untersuchung zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. u.a. 1978.

12 Hein, Christoph: Ein Wort allein für Amalia. Mit Illustrationen von Rotraut Susanne Berner, Berlin 2020, S. 7 und 82.

13 Ebd., S. 13. Ein berühmtes Beispiel ambitionierter sprachlicher Historisierung ist die angeblich aus dem Dreißigjährigen Krieg stammende Chronik *Maria Schweidler, die Bernsteinhexe*, 1843 anonym erschienen. Nach dem Willen ihres Verfassers Wilhelm Meinhold (1797-1851) sollte die *Bernsteinhexe* nicht als in Wahrheit retrospektive Fingierung einer Quelle durchschaut werden. Anders, als es beim im Folgenden analysierten Text der Fall ist, weist sich die

jede Geschichtsdarstellung von der Gegenwart ausgeht und *dort* stattfindet im Sinne des sprachlichen Vollzugs einer Erkenntnis. Die fast immer nicht-historisierende Sprache des Historisierens hält das bewusst.

2. Angela Steideles *Rosenstengel*

2.1 Eine Fiktion vollkommener Anachronismuslosigkeit

Umso auffälliger ist eine Darstellungssprache, die sich lexikalisch, grammatisch, orthographisch usw. an das hält, was vor Jahrzehnten und Jahrhunderten üblich war.¹⁴ Solche Übererfüllung von Historisierungsimperativen kann als Aufforderung verstanden werden, den betreffenden Text als Experiment zu lesen, wie weit sich Historisierung treiben lässt. Das damit angesprochene Buch ist Angela Steideles *Rosenstengel*. Es tritt als faktuale Geschichtsdarstellung in Form einer Doppelbiographie auf, die aus brieflichen Quellen montiert ist. Die historisch bezeugte Figur Anastasius Lagrantinus Rosenstengel war ein 1687 geborener Wanderprediger und späterer Soldat, dessen Leben auf dem Schafott endete,¹⁵ weil er eine Frau geheiratet hatte, obwohl er gar kein Mann war, sondern eine Frau namens Catharina Margaretha Linck, die zur Kleidung der Männer griff, weil sie deren freieres Leben führen (vgl. S. 163) und zugleich ihre Chancen verbessern wollte, an die von ihr begehrten Geschlechtsgenossinnen heranzukommen. Von seiner Form her ist Steideles Buch eine fingiert dokumentarische Zusammenstellung von Briefen, die zur knappen Hälfte im Zusammenhang mit Rosenstengels Fall geschrieben wurden

altertümliche Sprache der *Bernsteinhexe* nicht als Historisierungsprodukt aus; sie stellt daher kein Gegenbeispiel zu den obigen Ausführungen dar.

- 14 Der zweite Abschnitt dieses Beitrags basiert auf meiner ausführlicheren *Rosenstengel*-Analyse in Fulda, Daniel: »Liebe geht durch alle Zeiten? Historische und poetologisch-selbstreflexive Anachronismen im romanhaften Geschichtserzählen von Sexualität und Geschlechterrollen«, in: ders./Stephan Jaeger/Elena Agazzi (Hg.), *Romanhaftes Erzählen von Geschichte. Vergewärtigte Vergangenheiten im beginnenden 21. Jahrhundert* (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 148), Berlin/Boston 2019, S. 81-110, hier S. 91-105.
- 15 Über die historische Figur hat die Autorin vor einigen Jahren eine biographische Studie veröffentlicht, die geschichtswissenschaftlichen Standards entspricht, vgl. Steidele, Angela: *In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagrantinus Rosenstengel, hingerichtet 1721. Biographie und Dokumentation*, Köln/Weimar/Wien 2004 (Neuauf. Berlin 2021), zu Rosenstengels Hinrichtung vgl. S. 133f. Das fiktionale *sequel* lässt Rosenstengel nicht 1721, sondern 1715 durch Ertränktwerden zu Tode kommen (vgl. dies.: *Rosenstengel. Ein Manuskript aus dem Umfeld Ludwigs II.* Berlin 2015, S. 339; nach dieser Ausgabe im Folgenden die Zitate mit Seitenangabe im Haupttext), offensichtlich um eine motivische Parallele zu dem Tod im Wasser, den die zweite Hauptfigur erleidet, herzustellen.

und seine Geschichte, seine Tricks, die Widerstände, auf die er stieß, aber auch begünstigende Faktoren nachvollziehbar machen. Dem Leser ermöglichen diese Briefe die Immersion in eine drei Jahrhunderte zurückliegende Vergangenheit,¹⁶ die sich schon in ihrem Sprachstand und Schreibstil als historisch präsentiert. Auch der übrige Text besteht größtenteils aus ebenso kenntnisreich wie stilsicher finigierten Briefen, aber nicht aus dem frühen 18., sondern aus dem späten 19. Jahrhundert. Hier steht ein ungleich berühmterer Homosexueller im Mittelpunkt: Ludwig II. von Bayern in seinen letzten Lebensmonaten zwischen politischen Intrigen und Liebesbedürfnis, Baulust und Maskenfesten, Literatur- und Musikschwärmeri sowie wissenschaftlichen Streitigkeiten von Psychiatern und frühen Sexualitätsforschern.

Das Bindeglied zwischen den beiden Zeitebenen bildet nicht nur das gemeinsame sexualitätshistorische Thema, sondern auch die Fiktion, dass die Briefe des älteren Teils von einer Figur des jüngeren Teils entdeckt und zusammengestellt wurden (vgl. S. 136). Diese Bindeglied-Figur, die ebenso die Briefe des jüngeren Teils ins Archiv gegeben habe, ist ein dem ›Märchenkönig‹ besonders nahe kommender junger Psychiater namens Franz Carl Müller. Historisch ist Müller tatsächlich der erste gewesen, der Forschungen zu Rosenstengel/Linck anstellte,¹⁷ doch hatte die historische Person mit dem bayerischen König bei weitem nicht so viel zu tun wie die Romanfigur und war auch nicht dessen (platonischer) Geliebter. Als in seiner Rolle weitgehend fiktive Vordergrundfigur besetzt Steideles Müller in den Ludwig-Passagen die Stelle des ›mittleren Helden‹, wie ihn Walter Scott als Begleiter einer historischen Figur und Vermittler des Leserinteresses an derselben etabliert hat. Aus der Fiktion der nachvollziehbaren Überlieferung der ›mitgeteilten‹ Briefe resultiert schließlich noch eine dritte Zeitebene, das frühe 21. Jahrhundert, denn die Autorin tritt in einem auf »Pfingsten 2015« datierten »Vorwort« (vgl. S. 5-7) als bloße Herausgeberin auf, die im Historischen Archiv der Stadt Köln die bereits von jenem Psychiater zusammengeführten Briefsammlungen gefunden und diese dann herausgegeben habe.

Innerhalb der Fiktion, es handle sich um eine Quellenedition, können Anachronismen eigentlich nicht vorkommen. Denn das historische Geschehen wird nicht im Rückblick erzählt, so dass dieses Einfallstor des Anachronismus in den historischen Diskurs scheinbar eliminiert ist. Vielmehr spricht jede Zeit für sich selbst

16 Zur Immersion des Lesers als Wirkungsziel des historischen Romans vgl. van Dam, Beatrix: Geschichte erzählen. Repräsentation von Vergangenheit in deutschen und niederländischen Texten der Gegenwart (= Studien zur deutschen Literatur, Bd. 211), Berlin/Boston 2016.

17 Vgl. Müller, Franz Carl: »Ein weiterer Fall von conträrer Sexualempfindung«, in: Friedreich's Blätter für gerichtliche Medicin und Sanitätspolizei 4 (1891), S. 279-300. Die sieben Seiten umfassende »Bibliographie« im »Anhang« von Steideles *Rosenstengel* verzeichnet diesen Titel ebenso wie viele andere Quellen des Buches (vgl. S. 359).

und in ihrer eigenen Sprache – so die Fiktion, die die präsentierten Texte als anachronismusunfähig ausgibt, weil sie *keine historisierenden Texte* seien. (Kein Anachronismus ohne Historisierung, lässt sich an dieser Stelle zuspitzen.) Eventuelle anachronistische Gesichtspunkte wiederum, die Müllers Sammlung und »Komposition« (S. 6) der Briefe beeinflusst haben mögen, sind jedenfalls nicht die Gesichtspunkte unserer Gegenwart. Steideles Buch macht zwei historische Zeitstufen in angeblich reiner Historizität zugänglich und stellt den Anteil unserer Gegenwart an seinem Zustandekommen als so gering dar, dass das übliche anachronistische Hineintragen der Gegenwart in die Vergangenheit keinen Ansatzpunkt zu haben scheint. Es behauptet eine Historizität, die scheinbar ohne Historisierung durch einen Historiker oder anderen Autor auskommt, und inszeniert den Schein gegenwärtiger Vergangenheit oder genauer gesagt: durch bloße Quelledition gegenwärtig gemachter Vergangenheit. Dass es sich um eine hochkonstruktive, durch bestimmte Schreibverfahren ermöglichte *Vergegenwärtigung* handelt, bleibt zumindest auf den ersten Blick unsichtbar.

Gezeigt werden soll im Folgenden, dass diese Fiktion vollkommener Historizität gleichwohl Risse hat, und zwar autorseitig kalkulierte Risse, die einem aufmerksamen Leser nicht entgehen sollen. Konkret sind es vor allem Anachronismen, die die vorgebliche Anachronismuslosigkeit dementieren. Der Schein eines Geschichtserzählens *ohne* Anachronismen wird durch ebenso vermeid- wie durchschaubare Anachronismen *durchkreuzt*, die darauf weisen, dass das Buch in seiner ganzen Anlage ein Produkt unserer Gegenwart ist. Vor dem Nachvollzug dieser Auto-Dekonstruktion verdienen jedoch der Inhalt und die Struktur der dargestellten Geschichte ein wenig mehr Beachtung.

2.2 Eine Geschichte homosexueller Emanzipationen und ihrer Artikulationshilfen als doppelte Historisierung, nämlich der Vergangenheit wie der Gegenwart

Historisierendes Erzählen ist der *Rosenstengel* nicht nur durch seine Mimikry historischer Sprachformen, sondern auch in dem anspruchsvollen Sinne, dass er sowohl den Wandel erfahrbar werden lässt, der Geschichte ausmacht, als auch darüber nachzudenken anregt, wie die Gegenwart an diese oder jene Vergangenheit anknüpft. Steideles fingiert dokumentarischer Briefroman unternimmt es aufzuzeigen, was an den dargestellten Konflikten historisch ist im Sinne von zeitbedingt und mittlerweile überholt und was bis heute relevant geblieben ist. Insbesondere gilt dies für die Spannungsfelder von Aufklärung und Religion, von Identitätsbildung und Rollenspiel sowie von Kunst und Leben. Im Spannungsfeld von Religion und Aufklärung bewegte sich Rosenstengel, weil die »Linckin« in den Franckeschen Stiftungen aufwuchs und erzogen wurde, nach ihrem Entweichen daraus zunächst mit einer Gruppe radikaler Pietisten durch Deutschland zog und nach einigen Jah-

ren nach Halle zurückkehrte, an dessen Universität Fromme und Aufklärer um die Vorherrschaft kämpften. So weit, so historisch und historisierend dargestellt.

Was der Roman hinzufügt, sind enge Bezüge Rosenstengels zu Christian Thomasius, dem maßgeblichen Philosophen und Juristen der hallischen Frühaufklärung – der habe sie unterstützt, weil eine pietistische Frau in Männerkleidern das Waisenhaus seines Gegners August Hermann Francke in Misskredit bringen musste (vgl. S. 96f., 154) – sowie zur Familie Franckes, denn dessen zum Radikalpietismus neigende Gattin habe in Rosenstengel ihr eigenes Ideal »eines neuen, ganzen MannWeibs oder Weib-Manns« (S. 166, vgl. S. 218, 276) verwirklicht gesehen, in dem die Geschlechterpolarität des fleischlichen Menschen überwunden sei (vgl. S. 58, 98, 165f.). Schwärmerischer Pietismus erscheint im *Rosenstengel* als ein Homosexualität ermöglichender Rede- und Empfindungsstil. Ebenso wirkt die seelische Energie, die die Pietistinnen in ihre religiöse Subjektwerdung und zugleich intersubjektive Verschmelzung investieren. Lincks Wille zum Durchbrechen der Schranken, die die Gesellschaft ihrem lesbischen Begehren setzt, stellt sich in Steideles Roman als genuine Variante dieser Energie dar.¹⁸ Bei ihrer Braut, die – ohne historische Grundlage – als prophetische Pietistin gezeichnet wird, gehen religiöse und sexuelle Transgressionsbereitschaft sogar ganz manifest Hand in Hand. Das ist nicht weniger als ein literarisch-historiographischer Entwurf, wie sich Homosexualität in einer Epoche und einem Milieu artikulieren konnte, die ihr keinerlei Legitimität zugestanden.

Das Thema Homosexualität steht auch in den Romanteilen, die dem 19. Jahrhundert gewidmet sind, im Mittelpunkt. Historisiert wird der gesellschaftliche Umgang mit Homosexualität aber nicht bloß für zwei distinkte Zeiträume der Vergangenheit und je für sich. Vielmehr zeichnet sich zusätzlich eine Geschichte ab, die sich dazwischen abgespielt hat: Als Artikulationshilfen für das homosexuelle Begehren fungieren in den Ludwig-Passagen die Literatur (u.a. Schillers *Don Carlos*, vgl. S. 140) und die Musikdramen Richard Wagners (vgl. S. 87, 91, 128, 140, 149–151, 187, 211 u.ö.). Den König und seinen Arzt verbindet eine grenzenlose Schwärmerei für diese Künste sowie das Theater (vgl. S. 39, 104f., 201). Funktional stellt sich der künstlerische Blick auf die Welt als genuiner Erbe der Religion dar (vgl. S. 80, 85, 104f., 114). Mit ihm verbindet sich nun der Enthusiasmus, der die Grenzen der gesellschaftlichen Ordnung zu überschreiten sucht (vgl. S. 187, 267).

18 Einige Passagen legen die Frage nahe, ob Rosenstengel nicht eher als Transmann denn als homosexuelle Frau anzusehen ist (vgl. S. 94f., 165). In ihrer Rosenstengel-Biographie diskutiert Steidele diese Frage ausführlich und kommt zu dem Schluss, dass Linck »eine lesbisch begehrende Frau« war, die sich als Mann kleidete, um den größeren Handlungsspielraum des anderen Geschlechts zu nutzen (A. Steidele: In Männerkleidern, S. 146). Diese Auffassung liegt auch Steideles fiktionaler Linck/Rosenstengel-Darstellung zugrunde.

Gewandelt haben sich auch die Stigmatisierungen von Homosexualität: von ›Sünde‹ zur »Krankheit« (vgl. S. 95, 103, 112, 135, 183, 204, das Zitat S. 135). Ähnlich wie der Pietismus erscheint ästhetische Begeisterung im Hinblick auf Homosexualität allerdings als von einer tiefen Ambivalenz durchzogen. Als Medien der (Selbst-)Erfindung und der Erweiterung von (Er-)Lebensmöglichkeiten helfen die Künste den *Rosenstengel*-Figuren bei ihrem homosexuellen Erwachen. Als Substitute einer im 18. wie im 19. Jahrhundert unaussprechlichen Neigung wirken sie aber auch an der Verdrängung der eigenen Homosexualität mit (vgl. S. 177).

Dass der Roman zwei Vergangenheitsebenen bespielt, unterstreicht das Transformatorische der Geschichte und zeigt, dass nicht allein die gesellschaftlichen Verhältnisse und Lebensformen, sondern auch Sprache, Weltansichten und Beurteilungskategorien dem historischen Wandel unterliegen. Indem der Leser zwei Vergangenheiten und ihre Denkformen miteinander vergleicht, kann er sein Historizitätsbewusstsein schärfen. Konsequenterweise müsste er dem auch seine eigenen Überzeugungen unterwerfen. Nicht zuletzt die doppelte Stufung der Zeitebenen mit durch das Herausgebervorwort nur sehr schwach besetzter Gegenwartsebene fordert den Leser regelrecht auf zu selbstreflexiven Überlegungen. Man könnte von einem ›historischen Dreisatz‹ sprechen, dessen Fragestellung lautet: Wenn man von dem historischen Wandel ausgeht, den Steideles Roman zwischen dem frühen 18. und dem späten 19. Jahrhundert entwirft – was hat sich heute daraus ergeben? Wer sich diese Frage stellt und auch die Konventionen und Überzeugungen der eigenen Zeit als historisch bedingt erkennt, hat eine Historisierung mit selbstkritischen Implikationen vollzogen.

2.3 Historiographische und poetologisch-selbstreflexive Anachronismen

Schaut man darauf, *welche* Geschichte in Steideles *Rosenstengel* erzählt wird, so zeigt sich allerdings auch, dass hier, entgegen der Fiktion einer weitgehend perspektivlosen Historizität, sehr wohl eine perspektivische Konstruktion von Geschichte von einem Gegenwartsstandpunkt aus vorliegt. Denn der Gesichtspunkt, der die Auswahl der zur Sprache kommenden Themen bestimmt und ebenso die positiven wie negativen Wertungen, die dem Leser nahegelegt werden, ist ein an der freien Entfaltung von Homosexualität interessierter, der personale Identität einschließlich der Wahl von Geschlechterrollen und sexueller Identität als etwas begreift, was im Spannungsfeld zwischen dem historisch zur Verfügung stehenden kulturellen Repertoire und individuellen Wünschen performativ verfertigt wird. Das aber ist ein Standpunkt unserer Gegenwart. Auf derselben Linie, also auf der Linie dieses grundlegenden ideologischen Anachronismus, liegen einige Informations- oder sagen wir besser faktographische Anachronismen. Die explizite Rechtfertigung, die der fiktionale Thomasius der Liebe *contra naturam* angedeihen lässt – »weil nichts in der Natur widernatürlich seyn kann« –, ist vom Werk des histo-

rischen Thomasius nicht gedeckt (S. 317),¹⁹ ebenso wenig der Vorschlag, Frauen sollten die Universität besuchen und auch selbst Professorinnen werden dürfen, »angeleitet von der hochwürdigen Frau Rectorin« (S. 274).²⁰ Ein Anachronismus, der mehr über die genderpolitischen Absichten der Autorin besagt als über das frühe 18. Jahrhundert, dürfte auch die Akzeptanz sein, die ein nicht nur vestimentäres weib-männliches Gendercrossing mit der Konsequenz einer lesbischen Ehe unter den radikalen Pietistinnen des Romans findet (vgl. S. 213–223, 225f., 228–230).

Die bisherigen Beobachtungen zusammenfassend, kann man von einem Paradebeispiel von Historisierung mit anachronistischen Widerparten sprechen. Die ungewöhnlich weitgehende Historisierung der Darstellungsweise wie des Dargestellten geht mit hoher Anschlussfähigkeit zu aktuellen Konzepten und Debatten einher. Ich formuliere dies so positiv, damit nicht der Eindruck entsteht, ich sähe in den dargelegten Anachronismen *per se* einen Makel. Denn Aktualität herzustellen halte ich für ein ebenso legitimes Interesse von Geschichtserzählungen wie die

19 In seinen *Institutiones iurisprudentiae divinae* (1688) stellt Thomasius die Qualifizierung von homosexuellen Praktiken als *Gebrauch der Glieder wider und ausser der Natur* nicht in Frage, vgl. die deutsche Übersetzung: Thomasius, Christian: *Drey Bücher der Göttlichen Rechtsgelahrtheit* [...]. Halle 1709, S. 384 (3. Buch, 2. Cap., § 153). Hingegen bezweifelt er, dass sich naturrechtlich begründen lässt, dass Homosexualität stets *so eine grosse Sünde* [sei] / *wie man von diesem schändlichen Laster vorgiebt* (ebd.). In der rechtsgeschichtlichen Forschung wird die Funktion dieses Zweifels so interpretiert, dass Thomasius provokativ habe zeigen wollen, dass »naturrechtliche Normen« auf dem Gebiet des Geschlechtlichen »nicht ausreichen, vgl. Doyé, Sabine: »Das Eherecht der deutschen Frühaufklärung im Spiegel des neuzeitlichen Naturrechts: Hugo Grotius, Samuel Pufendorf, Christian Thomasius, Christian Wolff«, in: Marion Heinz/dies. (Hg.), *Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie* (1600–1850) (= *Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderbände* 27), Berlin 2012, S. 57–118, hier S. 103.

20 Der *Vorschlag einer Jungfer-Academie*, den der Roman als Schrift von Thomasius ausgibt, erschien 1707 anonym (Auserlesene Anmerkungen über allerhand wichtige Materien und Schrifften, Theil 4, Frankfurt/Leipzig 1707, S. 301–330; Neudruck in: Lechner, Elmar [Hg.], *Pädagogik und Kulturkritik in der deutschen Frühaufklärung: Johann Gottfried Zeidler* (1655–1711). Zehn Thesen und Edition einiger seiner autobiografischen, pädagogischen und historischen sowie aphoristischen Schriften, Frankfurt a.M. u.a. 2008, S. 285–298). Der *Vorschlag* sah keineswegs eine gelehrte Ausbildung und Tätigkeit von Frauen vor, die sie den Männern gleichstellen würde. Vielmehr ging es darum, ihre theologische Bildung zu verbessern, sei es für ihr Leben als Gattin und Mutter, sei es für das Verfassen von Erbauungsbüchern (vgl. Koloch, Sabine: *Kommunikation, Macht, Bildung. Frauen im Kulturprozess der Frühen Neuzeit*, Berlin 2011, S. 126f.; vgl. § 25 im *Vorschlag*, E. Lechner, S. 295f.). An einen Aufstieg zu Professorinnen analog zu den Männern war nicht gedacht; der Unterricht in den Universitätsfächern wäre vielmehr den *Professores* vorbehalten geblieben, während die *Professorinnen* für die *Haufshaltung*, das *Decorum muliebre* [weibliches Betragen] und die *Weiber Künste* zuständig sein sollten (§ 25, E. Lechner, S. 297).

Erzeugung von Historizität. Gerade dass die in allem Geschichtserzählen angelegte Amplitude zwischen Historizität und Aktualität im *Rosenstengel* ungewöhnlich groß ausfällt, kann als Stärke des Buchs gelten.

Am sichtbarsten wird diese Amplitude im Kontrast zwischen dem gekonnten Fingieren historischer Sprachformen und dem Durchbrechen der so erzeugten Illusion durch kalkulierte und ostentative Anachronismen, die vorne als ludisch-reflexive rubriziert wurden. So fließt Kants Wort von der »selbstverschuldeten Unmündigkeit«, aus der die Aufklärung herausführe, dem fast sieben Jahrzehnte älteren Christian Thomasius aus der Feder (S. 63). Frau Francke »zitiert« Nietzsche (vgl. S. 228). In Halberstadt wird schon im Jahr 1715 John Cages *As slow as possible* gespielt²¹ und trägt ein Strumpfwirker den Namen »Gilles de Leuze« (S. 214, 256). Ein Brief über Ludwig enthält Anspielungen auf die Medientheorie Friedrich Kittlers (vgl. S. 148), während der König sein musikalisches Idol mit Worten lobt, die Thomas Manns Essay *Leiden und Größe Richard Wagners* entstammen (vgl. S. 133). Verse aus Klopstocks *Messias* und mehreren Goethe-Gedichten werden als visionäre Hervorbringungen einer inspirierten jungen Pietistin präsentiert (vgl. S. 160, 215, 271, 291, 339). Und wenn Rosenstengel kurz vor seiner Hinrichtung das Heft mit jenen Versen »zerbeißet« und verschlingt (S. 338), so ist dies zugleich eine Anspielung auf die Verspeisung von Aristoteles' Buch über die Komödie im Schlusskapitel von Umberto Ecos *Il nome della rosa* (1980), dem Archetext des postmodern intertextuellen historischen Romans.²²

Welche Aussagen diese Anachronismen im Einzelnen enthalten, kann hier übergangen werden. Lediglich ein poetologisch doppelsinniges Beispiel sei herausgegriffen: Indem sich Müller gegen Ludwigs Idee wendet, »fehlende« Briefe – es gibt keinen einzigen Brief von oder an Rosenstengel – durch Nachschöpfungen zu substituieren, und dabei warnend an »das Schicksal des genialen, unverständenen Herrn Beltracchi« erinnert (S. 252), wird dem Leser gleich doppelt mitgeteilt, dass die ihm vorliegenden »Originalbriefe« (S. 249) lediglich »getreu nachgemacht[.]« sind (S. 192). Zum einen, weil der 2011 verurteilte Kunstfälscher Wolfgang Beltracchi in diesem Brief von angeblich 1886 erwähnt wird, zum anderen weil sein Name auf ein Prinzip des ganzen Buches weist: das »täuschend echt[e]« (S. 142) Nachmachen. Durchgespielt wird die königliche Idee mit den nächsten Briefen zwischen Ludwig und Müller (vgl. S. 253–256): Ludwig verfasst einen Brief Rosenstengels an

21 Als Rosenstengel in Halberstadt ertränkt wird, »wehen vom Burchardi-Kloster leise Orgelklänge herüber, aber keine liebreizende oder machtvolle Melodey, sondern anhaltende, mißklingende Töne, als wann die Musick, ja die Zeit selbst stehen geblieben« (S. 339). Die reale Halberstädter Aufführung von Cages Orgelstück ist auf immerhin 639 Jahre Spielzeit angelegt; sie begann 2013.

22 Vgl. Schilling, Erik: Der historische Roman seit der Postmoderne. Umberto Eco und die deutsche Literatur (= Germanisch-romanische Monatsschrift, Beihefte 49), Heidelberg 2012.

sein »vielgeliebtes Weib« (S. 253), worauf Müller in deren Rolle zurückschreibt, allerdings mit Angabe der von ihm benutzten Quelle im Postskriptum – analog zu Steideles Angabe ihrer Quellen im angehängten Literaturverzeichnis.

Diese und viele andere Briefe legen die Poetik, der sie ihre Existenz verdanken, in schwerlich zu übersehender Weise offen, indem sie Fragen von »Original« und »Abbild« (S. 200), von Verweisen und Andeutungen (vgl. S. 128), von Collagieren, Montieren und Zitieren (vgl. S. 247, 249), von »Einzelstimmen« und »Compositionsprinzip[ien]« ansprechen (S. 114). Eine weitere Bedeutungsschicht speziell der beiden explizit erfundenen Briefe besteht darin, dass sie zugleich die expliziten *Liebesbriefe* sind, die der König und sein Arzt sich schreiben. Es ist demnach das »Costüm« des Historischen (S. 201), das es möglich macht, das eigene Anliegen vorzubringen. In der Fiktion des Romans gilt das zunächst für das Liebesverhältnis der beiden Hauptfiguren des 19. Jahrhundert-Teils. Aber auch die Fiktion selbst, als Aussagemodus wie als *dieser* fiktionale Text, dient der Autorin als Maske für ihr geschlechter- und sexualpolitisches Anliegen. Dasselbe gilt für die gewählte Gattung des historischen (Brief-)Romans und sogar für das geübte Verfahren des Historisierens im Sinne einer Herleitung aus den Mentalitäten einer historischen Zeit. All dies steht im Dienst eines Anliegens, das zur dargestellten Zeit noch nicht vertretbar war. *Rosenstengel* ist ein Text intensiven Historisierens und »Anachronisierens« zugleich.

3. Drängt Identitätspolitik zu Anachronismen, die nicht offengelegt werden?

Was folgt aus der Offenlegung der Fingiertheit dieser angeblichen Quellenedition durch kalkulierte innerdiegetische Anachronismen für die weit weniger offenkundigen sexualitätshistorischen Anachronismen des *Rosenstengel*? Knapp zusammengefasst: Ein bisschen Reflexivitätsgewinn, aber kein Verzicht auf die Teleologisierung von Geschichte auf heutige Interessen und Vorstellungen und auch nicht deren Offenlegung. Im Einzelnen heißt dies: Jene illusionsbrechenden Anachronismen stellen klar, dass es sich um eine romanhafte Geschichtserzählung handelt, welche die Autorin mit hohem Bewusstsein von den grundlegenden epistemischen und ideologischen Anachronismen des historischen Diskurses konstruiert hat. Man darf daher annehmen, dass das performative Verständnis von persönlicher Identität, das sie ihren Protagonisten zuschreibt, keine naive Rückprojektion heutiger Identitätskonzepte darstellt, sondern den erzählten Vergangenheiten in bewusstem Hinausgehen über die Quellen implantiert wurde. Die interpretatorischen und vereinzelt auch faktographischen Anachronismen des Romans werden jedoch nicht offengelegt. Die Folge sind recht unterschiedliche Grade von Trans-

parenz hinsichtlich des Gemachtseins dieser Geschichte, einerseits als *discours*, andererseits als *histoire*.

Zwar sorgen die ludisch-reflexiven Anachronismen des *Rosenstengel* dafür, dass der Leser den Status des Textes als bloß fingierte Quellenedition erkennen kann. Doch vermag sich nur der Sachkenner ein Bild davon zu machen, wie stark sich das Erzählte einer bestimmten Geschichtsinterpretation verdankt. Zu betonen ist an dieser Stelle, dass eine Geschichtsdarstellung *ohne* Interpretation nicht möglich ist. Und die im *Rosenstengel* angebotene Interpretation hat große Qualitäten: Sie ist originell; sie greift viel historisches Wissen auf, das nicht allgemein bekannt ist; sie ist nicht selten witzig und weckt Leselust und sie trifft einen oder sogar mehrere Nerven unserer Zeit. Jedoch erstreckt sich die selbstreflexive Offenlegung des eigenen Verfahrens ausschließlich auf das Fingieren einer Quellenedition, also auf die literarische Seite des Buches, nicht auf dessen Geschichtsentwurf und das damit verbundene geschlechter- und identitätspolitische Interesse. Der Anachronismus, der in Thomasius' angeblichem Vorschlag einer »Jungfer-Academie« analog zur Universität für »Mannspersonen« (S. 274) steckt, hätte sich z.B. leicht durch die nachfolgende Nennung eines echten Professorinnen-Namens aus der Gegenwart oder jüngeren Vergangenheit markieren lassen. (Die erste deutsche Universitätsrektorin, die Physikerin Lieselott Herforth, trat erst 1965 ihr Amt an.) Das wäre ein ludisch-reflexiver Anachronismus im Dienst einer transparenten Historisierung auch des eigenen Anliegens gewesen.

Offensichtlich fällt es jedoch leichter, einen dokumentarischen Anspruch, der ohnehin nur zum Schein erhoben wird, zu unterminieren, als die erzählten Geschichten von den Identitätssuchen genderpolitisch Benachteiligter, Invisibilisierter und Verfolgter in Frage zu stellen. Denn diese Geschichten sind identifikations-trächtig, und ihre Dekonstruktion würde womöglich die Identitätspolitik schwächen, die auf diesen Geschichten aufbaut.²³ Die Unterminierung der dokumentarischen Form durch offenkundige Anachronismen ist dagegen weit weniger risiko- und sogar höchst hilfreich für die genderpolitische Absicht. Denn erst in der Opazität des selbstreflexiv »durchgestrichenen« historiographischen Modus kann eine in wichtigen Punkten empirisch nicht gedeckte Geschichte so dokumentationsähnlich erzählt werden. Die artistische Dekonstruktion der dokumentarischen Oberfläche stellt demnach nicht weniger als die entscheidende Möglichkeitsbedingung dafür dar, Geschichten zu erzählen, die zwar in vielen Details annähernd so dokumentiert sind, wie sie sich in den fingierten Briefen präsentieren, in einigen besonders deutungsrelevanten Punkten aber nicht. Oder noch ein bisschen zuge-

23 Grundlegend zum Zusammenhang von Geschichte und Identität: Angehrn, Emil: »Der Mensch in der Geschichte – Konstellationen historischer Identität«, in: ders./Gerd Jüttemann (Hg.), *Identität und Geschichte*, Göttingen 2018, S. 7–52.

spitzter: Die literarisch-offenkundigen Anachronismen legitimieren allererst die historiographischen, die verdeckt bleiben (s. Schema).

Typen des Anachronismus in Steideles *Rosenstengel*

epistemologischer A.

= konstitutiv für jede Geschichtsdarstellung, da diese aus der jeweiligen Gegenwart heraus erfolgt

ideologische A.n

- freie Entfaltung von Homosexualität
- personale Identität und Geschlechterrollen als Performanz

faktographische A.n

- Thomasius rechtfertigt Homosexualität aus dem Naturrecht
- und schlägt ein Frauenstudium mit Professorinnen vor

ludisch-reflexive A.n

= kalkuliert und ostentativ

- anachronistische Zitate und Anspielungen auf Personen der Zukunft
- ⇒ machen die Fingiertheit der historiographischen Form und die Fiktionalität des Buches transparent
- ⇒ ermöglichen damit die ideologisch und faktographisch anachronist. Behandlung der Themen Homosexualität und Geschlechtsidentität

= werden nicht offengelegt

Gibt es womöglich einen Bedingungs Zusammenhang zwischen dem identitätspolitischen Interesse, das man an Geschichtsdarstellungen haben kann, und ideologischen oder faktographischen Anachronismen? In Nietzsches funktionsanalytischer Typologie des *Nutzens und Nachtheils der Historie für das Leben* wäre Steideles *Rosenstengel* dominant der »monumentalischen Historie« zuzuordnen. »Zu wissen, dass früher einmal Einer stolz und stark durch dieses Dasein gegangen ist«, kann, so Nietzsche, im eigenen Leben ermutigend wirken.²⁴ Mit Blick auf den Frühaufklärungsteil des *Rosenstengel* wäre in diesem Zitat nur das Personalpronomen zu ändern, d.h. ins Femininum zu setzen. Auch den Konnex zwischen Identitätsstärkungsfunktion und Anachronismus sieht Nietzsche – und äußert sich affirmativ dazu: Da die monumentalische Historie der Identitätsstärkung durch produzenten- und/oder rezipientenseitige Identifikation über die Zeiten hinweg diene, könne sie »jene volle Wahrhaftigkeit nicht brauchen«, die auf die »Eigentümlichkeit und Einzigkeit« der dargestellten Zustände abhebt; vielmehr tendiere sie zur Verähnlichung des historisch Spezifischen mit den eigenen »Motiven und Anlässen«.²⁵ Ohne den Begriff des Anachronismus zu verwenden, erkennt Nietzsche hier die Zweckmäßigkeit von (in unserer Terminologie) ideologischen und sogar von faktographischen Anachronismen an – zweckmäßig nicht im Sinne der wissenschaftlichen Erkenntnis, wohl aber für die Lebenskraft und sogar das

24 Nietzsche, Friedrich: »Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben« [1874], in: ders., Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 1: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I-IV. Nachgelassene Schriften 1870-1873, München/Berlin/New York 1999, S. 243-334, hier S. 260.

25 Ebd., S. 261.

»Glück« des Menschen.²⁶ Wo er »das Unhistorische« im Sinne des Absehens von historisierender Relativierung als unabdingbar für die Lebenskraft des Menschen begreift,²⁷ formuliert er darüber hinaus sogar das anthropologische Postulat eines »existentiellen Anachronismus«, der genauer allerdings als »Achronismus« zu fassen wäre.

Steideles *Rosenstengel* ist in hohem Grad eine Historie, die von »Nutzen für das Leben« sein soll. Zwar trägt das Buch auch Züge der beiden anderen von Nietzsche beschriebenen Typen, also der »kritischen« sowie der »antiquarischen« Historie: ersterer, weil es »Anklage« gegen Homophobie erhebt und sich revisionistisch gegen eine Homosexualität ausblendende Geschichtsschreibung wendet, und letzterer, indem seine Mimikry historischer Briefe und Sprachformen verehrende Bewahrung zelebriert, die zwar Mittel zum Zweck ist, aber trotzdem »echte« Neugier auf die Besonderheiten vergangener Zustände bezeugt. Dominant ist gleichwohl der monumentalische Typ. Zum Werben des *Rosenstengel* für LSBTIQ*-Anliegen passt zudem, dass Nietzsche den an monumentalischer Historie Interessierten als einen »Strebenden« charakterisiert, »der einen grossen Kampf kämpft, der Vorbilder, Lehrer und Tröster braucht«.²⁸ Denn das Buch bietet sich dafür an, als Ermunterung im Kampf um eine gesellschaftliche Anerkennung gelesen zu werden, die heute zwar in rechtlicher Hinsicht erreicht ist, aber noch keine kulturelle Selbstverständlichkeit darstellt. Die von Steidele entworfene Geschichte selbstbestimmter Homosexualität ist gewiss nicht hoffnungslos, aber auch noch nicht ganz eine »der Sieger«, die in der Geschichtsschreibung einen »Triumphzug« über diejenigen inszenieren, »die heute am Boden liegen«, wie es Walter Benjamin dem Historismus vorgeworfen hat.²⁹

Was wiederum ist daraus zu schließen, dass sich die Identitätsfunktion von Steideles *Rosenstengel* so treffend mit den Kategorien eines fast anderthalb Jahrhundert zuvor veröffentlichten Traktats beschreiben lässt? Hat sich seit der damaligen Hochphase des Historismus etwa nichts Wesentliches geändert? Oder haben heutige Theorien des historischen Diskurses oder der Geschichtskultur nichts der zweiten *Unzeitgemäßen Betrachtung* Gleichwertiges zu bieten? Der Geschichtstheoretiker Jörn Rüsen hat in den 1980er Jahren eine Vierer-Typologie »der historischen Sinnbildung« entworfen, die Nietzsches Dreier-Typologie recht ähnlich ist, aber einen vierten Typ hinzufügt: die »genetische Sinnbildung«, die charakteristisch für das »moderne historische Denken« mit seinem Nachvollzug von Prozessen als sub-

26 Ebd., S. 249-252.

27 Ebd., S. 252f.

28 Ebd., S. 258.

29 Benjamin, Walter: »Über den Begriff der Geschichte« [1940], in: ders., Ein Lesebuch, hg. von Michael Opitz, Frankfurt a.M. 1996, S. 665-675, hier S. 668.

stantiellen Veränderungen im Zeitverlauf sei.³⁰ Rüsen hat seine Typologie in einer Situation der geschichtstheoretischen Debatte entworfen, in der die Rationalitätsansprüche der Geschichtswissenschaft mit dem Argument bestritten wurden, auch die so objektiv daherkommenden Texte der akademischen Historiographie betreiben eine literarische Sinnbildung.³¹ Insbesondere richtet sich seine Typologie gegen Hayden Whites ›Metahistory‹ und die dort ebenfalls viergliedrige Typologie rhetorischer Tropen, die den vier Hauptvarianten des historischen Diskurses angeblich zugrunde liegen. Rüsen betont daher den auf rationaler Überprüfbarkeit beruhenden »Wissenschaftsanspruch«, der vom historischen Erzählen eingelöst werden müsse – gemeint war also das geschichtswissenschaftliche Erzählen.³² Auf derselben Linie liegt sein zweiter Kritikpunkt, dass Nietzsche allein auf die »Lebensdienlichkeit historischer Repräsentation« achte, denn hier schwingt mit, dass dessen Typologie auf irrationale Bedürfnisse ausgerichtet sei.³³ Tatsächlich gibt es bei Nietzsche keinerlei Privilegierung der methodisch geregelten Geschichtsdarstellung der akademischen Historie, im Gegenteil: Den Historikern seiner Zeit wirft er vor, im Übermaß historisches Wissen *ohne* Identitätsfunktion zu produzieren.³⁴ Gerade weil Rüsen seine Typologie von einer mehr oder weniger wissenschaftlichen Geschichtsschreibung her konzipiert, während Nietzsche vitalere »Bedürfnisse«³⁵ und wissenschaftlich nicht kontrollierte Weisen des Umgangs mit Geschichte in den Blick nimmt, hat die ältere Typologie aber nach wie vor ihren Wert. Zu ergänzen ist dabei zumindest im Vorbeigehen, dass die wissenschaftliche Geschichtsschreibung sehr wohl auch außerwissenschaftlichen Interessen unterliegt und ›monumentalische‹, ›antiquarische‹ oder ›kritische‹ Historie im Sinne Nietzsches sein kann. Die von Nietzsche kritisch gemeinte, von Rüsen hingegen affirmierte Absonderung der wissenschaftlichen von der ›lebensdienlichen‹ Historie lässt sich schwerlich aufrechterhalten.

30 Vgl. Rüsen, Jörn: *Historik. Theorie der Geschichtswissenschaft*, Köln/Weimar/Wien 2013, S. 215, 206. Das Buch von 2013 stellt eine Neufassung seiner dreibändigen Geschichtstheorie von 1983, 1986 und 1989 dar. Rüsen selbst sieht lediglich den von ihm wie von Nietzsche »kritisch« genannten Typ als Gemeinsamkeit (vgl. J. Rüsen: *Historik*, S. 209). Ähnlichkeiten mit der »monumentalen« und der »antiquarischen Historie« weisen aber auch sein »exemplarischer« bzw. sein »traditionaler« Typ auf.

31 Vgl. Rüsen, Jörn: »Die vier Typen des historischen Erzählens«, in: Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/ders. (Hg.), *Formen der Geschichtsschreibung*, München 1982, S. 514–605.

32 Ebd., S. 598.

33 J. Rüsen: *Historik*, S. 206.

34 Vgl. F. Nietzsche: »Vom Nutzen«, S. 271f. Der in Wahrheit durchaus starken Ideologisierung der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert und darüber hinaus wird Nietzsche mit dieser Kritik nicht gerecht.

35 Ebd., S. 245, 281 u.ö.

4. Aufwertungen des Anachronismus als Charakteristikum des aktuellen Geschichtsdiskurses

Rüsens Privilegierung wissenschaftlicher Historiographie und eines rationalen Umgangs mit Geschichte macht seine Typologie zu einem ihrerseits bereits historischen Dokument. Denn sie repräsentiert einen überholten Stand der geschichtstheoretischen Diskussion, bei dem die akademische Geschichtswissenschaft noch einen Führungsanspruch für die Geschichtskultur insgesamt erhob. Seit etwa der Jahrtausendwende ist dieser Anspruch obsolet geworden, insbesondere wegen der enorm gewachsenen Popularität historischer Stoffe und der medialen Vielfalt ihrer Repräsentation mit zahlreichen nicht mehr schriftkulturellen, sondern audiovisuellen Formaten von der verfilmten *Historical Romance* bis zum Computerspiel.³⁶ Aber auch die geschichtsbezogene Theoriebildung hat sich in jüngster Zeit grundlegend gewandelt – nicht zuletzt in ihren Ansichten vom Anachronismus. Während er herkömmlich als »Fehler« im Getriebe historistischer Harmonisierung« wahrgenommen wurde, dient er heute häufig »als heuristische Figur der Dekonstruktion einer modernen Geschichtsideologie«.³⁷ So macht der Historiker Achim Landwehr gegen die herkömmliche Perhorreszierung von Anachronismen geltend, sie seien »unumgänglich und überlebensnotwendig«, denn »mit Geschichte zu leben bedeutet, mit mehr als nur einer Zeit zu leben«.³⁸ Gemeint ist, dass die Menschen an ein und demselben Zeitpunkt in unterschiedlich dimensionierten Zeithorizonten leben, in Landwehrs Worten: »das Zusammenfallen unterschiedlicher historischer Zeiten in einer kalendarischen

36 Vgl. Fulda, Daniel/Jaeger, Stephan: »Einleitung: Romanhaftes Geschichtserzählen in einer erlebnisorientierten, enthierarchisierten und hybriden Geschichtskultur«, in: dies./Agazzi (Hg.), *Romanhaftes Erzählen*, S. 1–53, hier S. 20–24, sowie Korte, Barbara/Paletschek, Sylvia (Hg.): *History goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres*, Bielefeld 2009. Als Historiker führt Wolfgang Hardtwig darüber Klage: ders.: *Verlust der Geschichte oder wie unterhaltsam ist die Vergangenheit?* (= Pamphletliteratur, Bd. 1), Berlin 2010.

37 Genge, Gabriele: »Anachronie; Anachronismus«, in: Michael Gamper/Helmut Hühn/Steffen Richter (Hg.): *Formen der Zeit. Ein Wörterbuch der ästhetischen Eigenzeiten* (= Ästhetische Eigenzeiten, Bd. 16), Hannover 2020, S. 27–35, hier S. 29. Ganz im Sinne des soeben Festgestellten vermerkt Genges vor allem theoretisch interessierter Artikel auch, »dass es gerade gegenwärtige populäre Kultur-Phänomene sind, die anachrone Zeitlichkeit inaugrieren und unbekümmert den Vorgaben historischer Chronologie widersprechen.« (S. 27). Den Begriff der Anachronie bzw. das dazugehörige Adjektiv verwendet sie – wie andere zeitgenössische Autoren auch – nicht im Sinne des narratologischen Terminus, sondern mit der Bedeutung des herkömmlichen Worts »Anachronismus«, abzüglich seiner negativen Konnotationen.

38 A. Landwehr: »Über den Anachronismus«, S. 224f.

Zeit«. ³⁹ Freilich ist diese Rehabilitation des Anachronismus dadurch erkauft, dass unter dem Begriff etwas anderes verstanden wird, als es dem konventionellen Gebrauch entspricht. Der literarisch wie geschlechterhistorisch kreative Einsatz von Anachronismen in Steideles *Rosenstengel* wird dadurch nicht erfasst.

Radikaler ist die Umwertung des Anachronismus, die der Philosoph und Geschichtstheoretiker Jacques Rancière 1996 publiziert hat: Wer an Anachronismen Anstoß nimmt wie der eingangs zitierte Febvre, mache den *Fehler*, einem bestimmten Zeitraum eine Identität zuzuschreiben, die Zugehöriges und Nicht-Zugehöriges zu unterscheiden erlaubt. Denn das ›Unzeitgemäße‹, das historische Veränderung doch allererst anstoße, sei dann gar nicht denkbar. Um die irrige Epochenidentitätsunterstellung der etablierten Historiographie zu unterminieren, empfiehlt Rancière, mit Anachronismen zu spielen, »que nous pouvons appeler positivement des anachronies : des événements, des notions, des significations qui prennent le temps à rebours, qui font circuler du sens d'une manière qui échappe à toute contemporanéité, à toute identité du temps avec ›lui-même‹.« ⁴⁰ Die anachronistischen Zitate und Anspielungen in den angeblich historischen Briefen des *Rosenstengel* wirken wie eine direkte Ausführung dieser Empfehlung. Gleichwohl ist zu bezweifeln, dass mit ihnen die Rancière'sche Absicht oder der Effekt verbunden ist, die Kategorie des Anachronismus als solche zu ›dekonstruieren‹. ⁴¹ Denn das autorseitige Fingieren jener Briefe sowie ihr leserseitiges Erkanntwerden als ins frühe 18. bzw. späte 19. Jahrhundert gehörig sind nur möglich auf der Basis einer – hier am Stil kenntlichen – Epochen-›Identität‹.

In der Tat heißt es, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn aus der berechtigten Kritik an der Geschlossenheitsunterstellung, die mit dem Gebrauch des Anachronismusbegriffs verbunden sein kann, abgeleitet wird, der Begriff sei »pervers en lui-même« und, »en son fond, anti-historique«. ⁴² In der Geschichtswissenschaft ist Rancières Kritik denn auch nur in abgeschwächter Form aufgenommen worden. Die Althistorikerin Nicole Loraux und die Geschlechterhistorikerin Caroline Arni berufen sich auf Rancière, um das Recht einzufordern, an historische Gegenstände Fragen zu stellen, die in deren Zeit noch nicht formulierbar gewesen wären, und dabei Begriffe einzusetzen, die ihre theoretische Sättigung der Gegenwart

39 Ebd., S. 223.

40 Rancière, Jacques: »Le Concept d'anachronisme et la vérité de l'historien«, in: *L'actuel* 6 (1996), S. 53-68, hier S. 67.

41 Dies fordert J. Rancière, ebd., S. 66.

42 Ebd.

verdanken.⁴³ Was Loraux »une pratique contrôlée de l'anachronisme« nennt,⁴⁴ gilt üblicherweise allerdings gar nicht als anachronistisch und wird auch in der herkömmlichen Geschichtswissenschaft und unter Voraussetzung einer ›linearen‹ Geschichtszeitlichkeit nicht abgelehnt.⁴⁵ Anders, als Loraux und Arni suggerieren, bilden nicht die Fragen – die ja nicht anders als retrospektiv vom mit Geschichte Beschäftigten aus gestellt werden können – den Stein des herkömmlichen Anstoßes am Anachronismus. Problematisch ist es vielmehr, wenn die gegebenen Antworten anachronistisch sind.⁴⁶ Wäre etwa der *Rosenstengel* kein fiktionaler Text, so könnte ihm als anachronistisch angekreidet werden, dass er die Frage nach Identitätsmöglichkeiten von Homosexuellen *avant la lettre* so beantwortet, dass im frühen 18. Jahrhundert angesiedelten Figuren ein performatives Verständnis von sexueller und personaler Identität zugeschrieben wird.

Was das literarische Geschichtserzählen angeht, so ist in jüngster Zeit keineswegs nur bei Steidele eine Neigung zum Spiel mit Anachronismen zu beobachten. So beginnt der 2005 erschienene Roman *Die Vermessung der Welt* von Daniel Kehlmann mit einer Szene, in der die Protagonisten Carl Friedrich Gauß und Alexander von Humboldt bereits 1828 von einem »Herrn Daguerre« fotografiert werden.⁴⁷ Setzt man Romanzeit und Geschichtszeit in direkten Bezug, sind das elf Jahre vor Louis Daguerres öffentlicher Vorstellung dieser Technik mit dem Anspruch des Bezeugens und Festhaltens. Dass Kehlmann ausgerechnet das dokumentarische Medium der Fotografie anachronistisch einsetzt, darf als eine absichtsvolle Provokation gedeutet werden, die dokumentarische Referentialitätsansprüche an seinen Text von vornherein abweisen soll.

Zusammenfassend lässt sich das seit einiger Zeit auffällige Interesse am Anachronismus, das sowohl Geschichtstheoretiker als auch literarische Autoren zeigen, so charakterisieren, dass er fasziniert, gerade weil er traditionell als »la bête noire de l'histoire, le péché capital contre la méthode« gilt.⁴⁸ »Für den Anachro-

43 Vgl. Loraux, Nicole: »Éloge de l'anachronisme en histoire«, in: *Clio. Histoire, Femmes et Société & Espaces Temps* 87/88 (2004), S. 127-139; Arni, Caroline: »Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien. Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive«, in: *L'Homme* 18,2 (1996), S. 53-76.

44 N. Loraux: »Éloge«, S. 132.

45 Vgl. A. Landwehr: »Über den Anachronismus«, S. 229; Mitrović, Branko: »Attribution of Concepts and Problems with Anachronism«, in: *History & Theory* 50 (2011), S. 303-327.

46 Vgl. Spoerhase, Carlos: *Autorschaft und Interpretation. Methodische Grundlagen einer philologischen Hermeneutik* (= *Historia Hermeneutica*, Bd. 5), Berlin/New York 2007, S. 223: »Das Problem des Anachronismus erweist sich damit eben nicht als ein Problem der Verwendung eines Vokabulars, das dem zeitlichen Umfeld des Untersuchungsgegenstandes fern ist [...]. Anachronistisch verfahren wird in einem strengen Sinne erst dann, wenn historischen Akteuren anachronistische Intentionen oder Überzeugungen zugeschrieben werden. (Herv. i.O.«

47 Kehlmann, Daniel: *Die Vermessung der Welt*. Roman, Reinbek 2005, S. 15.

48 N. Loraux: »Éloge«, S. 128.

nismus« zu plädieren signalisiert die Absicht, die Möglichkeiten der Konstruktion und Repräsentation von Geschichte innovativ zu erweitern, so wie eine Geschichtsdarstellung mit Anachronismen konkrete Schritte dahin mit hoher Signalwirkung unternimmt. Dabei kann der Wunsch nach Überschreitung des etablierten Paradigmas eher geschichts(diskurs)theoretisch motiviert sein und darauf zielen, die als historisch erkannte Vorstellung von »der Geschichte« als kohärentem und unidirektionalem Prozess hinter sich zu lassen.⁴⁹ Fiktionale Geschichtsdarstellungen können damit ihre Souveränität dem historischen Stoff gegenüber demonstrieren und den Leser vor textsorteninadäquatem Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Erzählers warnen. Ebenso kann das Ungenügen an etablierten Vorstellungen von der Geschichte »inhaltlich« motiviert sein, zum Beispiel identitätspolitisch, und auf einen Revisionismus zielen, der feministische Perspektiven oder solche jenseits sexueller Heteronormativität stärken soll. Gerade die geschlechterpolitische Motivation spielt gegenwärtig eine wichtige Rolle; sowohl Loraux und Arni in der Geschichtswissenschaft wie auch Steidele als historiographisch und literarisch schreibende Autorin sind auf diesem Feld engagiert. Aus der Literaturwissenschaft ließe sich die Shakespeare-Forscherin Evelyn Gajowski anführen, die ihr Plädoyer für anachronistische Perspektiven dem Label *presentism* (statt *historicism*) unterstellt und offen dafür wirbt, Partei »on the part of feminists, queers, and people of color« zu ergreifen.⁵⁰

Was erbringt eine solche skizzenhafte Durchmusterung von Theorieansätzen zum Anachronismus, zur identitätspolitischen Funktion von Geschichtsdarstellungen sowie zu beider Zusammenhang? Zumindest lässt sich ihr ablesen, dass die Charakteristika von Steideles *Rosenstengel* ein zeitgenössisches Umfeld jenseits literarischer Geschichtsdarstellungen haben. Der »Mut zum Anachronismus« stellt sich dort als eine charakteristische Tendenz unserer Gegenwart dar. Dass wir in Nietzsches *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben* die wahrscheinlich eindringlichste Analyse des Zusammenhangs zwischen Identitätsstärkungsfunktion und der Zulassung von Anachronismen fanden, zeigt derweil, dass es sich bei dieser Tendenz nicht um etwas ganz Neues handelt. Nietzsche formulierte seine Analyse indes als Außenseiter und etikettierte sie als ihrerseits anachronistisch, nämlich als *Unzeitgemäße Betrachtung*. Die wissenschaftsstolzen Historiker des 19. Jahrhunderts lehnten eine so voluntaristische Auffassung von Geschichtsdarstellung und -kultur ab. Diese Ablehnung ist im akademischen Bereich erst mehr als ein Jahrhundert später ins Wanken geraten. In der gegenwärtigen Geschichtstheorie ist der Anachronismus geradezu zum positiv besetzten Begriff avanciert. Trotzdem

49 Vgl. Landwehr, Achim: »Immanenz des Historischen. Zur Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Diesseits der Geschichte*, S. 9-26, hier S. 11-20.

50 Gajowski, Evelyn: »Beyond Historicism: Presentism, Subjectivity, Politics«, in: *Literature Compass* 7 (2010), S. 674-691, hier S. 686.

gibt es, soweit ich sehe, bisher keine theoretische Erörterung des Anachronismus, die das Spektrum und die Komplexität seiner Funktionen in Steideles *Rosenstengel* einholen würde.